

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 5

Artikel: Auf der Teufelsinsel
Autor: Bucher, Henry
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das kleine Dorf der politischen Gefangenen auf der Teufelsinsel (Zeichnung des Verfassers)

AUF DER TEUFELSINSEL

Von Henry Bucher

Der Verfasser dieser Memoiren, ein gebürtiger Zürcher, wurde wegen einer Lappalie von einem französischen Militärgericht zu lebenslänglicher Verbannung auf die Teufelsinsel verurteilt. Im vorhergehenden Artikel zeigte er, dass das Leben der politischen Gefangenen im grossen und ganzen recht erträglich wäre, wenn nicht die völlige Abgeschlossenheit von allem Leben wie ein Alpdruck auf allen Deportierten läge.

La Belle

In der französischen Strafkolonie Guyana gibt es Anhänger aller Konfessionen der Welt. Aber alle, sowohl die Zwangsarbeiter (die Transportierten), als auch die politischen Gefangenen (die Deportierten), beten zu einer gemeinsamen Göttin: der Freiheit. Die Freiheit nennt man nicht « La Liberté », sondern « La Belle des Belles », die Schönste der Schönen. Viele Lieder sind ihr gewidmet, eines davon heisst:

*Tes amants t'appellent la Belle
tout net, tout court.
Le boiteux, l'aveugle, le sourd
en pensant à toi, mon amour,
ont des ailes.*

Es vergeht fast keinen Tag, ohne dass nicht einer der 7000 Zwangsarbeiter einen Fluchtversuch macht. Die meisten werden zurückgebracht, ein Teil geht unterwegs elend zugrunde. Nur wenige erreichen das ersehnte Ziel.

Fast alle Fluchten werden vom Festland aus inszeniert. Der etwa zwei Kilometer breite Maronifluss trennt die französische Guyana von der holländischen. Es ist natürlich leicht, den Maroni zu überqueren, aber man gewinnt nichts, weil die holländischen Verwaltungsbehörden die Sträflinge ausliefern. An die holländische schliesst die englische Guyana an. Aber auch dort werden die Flüchtlinge ausgeliefert. Einermassen sicher ist man nur in Venezuela. Dorthin wenden sich auch die meisten. Damit sie nicht von der Küste aus gesehen werden, fahren sie in ihren primitiven, selbstgemachten Booten ziemlich weit ins Meer hinaus und lassen sich dann mit der Meeresströmung gegen Venezuela hinuntertreiben.

Ganz selten gelingt auch ein Fluchtversuch nach Brasilien, dessen Küste auf der andern Seite der französischen Guyana liegt. Auf dem Wasserweg ist es fast unmöglich, dorthin zu gelangen, wegen der entgegengesetzten Strömung, auf dem Waldweg nicht viel leichter, wegen des dichten Urwaldes.

Es gibt Fluchtunternehmer, hauptsächlich freie Chinesen oder Neger, die bereiten alles vor und übernehmen gegen einen bestimmten Betrag die Durchführung. Die Zwangsarbeiter sparen sich jahrelang jeden Rappen zusammen, verkaufen ihren Wein, verkaufen ihre Fleischration, bis sie genug beisammen haben. Aber wie oft spielen die Fluchtunternehmer doppeltes Spiel. Sie stehen mit Menschenjägern in Verbindung, welche gegen die kleine Fangprämie die Leute wieder abliefern. Die Administration zahlt nämlich für jeden eingefangenen Flüchtling, tot oder lebendig, 10 französische Franken, wenn er in der Kolonie selbst festgenommen wurde, 15 Franken jenseits des Maroniflusses und 50 Franken im offenen Meer.

Der klassische Fall ist derjenige des Negers Bichier. Vier Araber bereiteten die Flucht vor. Sie sparten jahrelang, bis sie die 3000 Franken zusammen hatten, welche Bichier verlangte, um sie nach Brasilien zu bringen. Als der Morgen kam und die erschöpften Zwangsarbeiter erwachten, merk-

ten sie, dass sie gar nicht auf dem offenen Meer, sondern in der Nähe des Ufers auf den Schlammböden waren. Plötzlich stieg ihr «Retter» aus, nahm sein Gewehr und rutschte auf einem Brett, das er auf den Schlamm legte, dem Dickicht zu. In einiger Entfernung drehte er sich um und erschoss den ersten der Araber. Die andern baten auf den Knien um Gnade und flüchteten in ihrer Angst in den Schlamm. Das Scheusal rutschte ihnen nach und schoss zwei weitere nieder. Dann ging es auf die Leichen los, um sie zu berauben. Der Vierte konnte sich an angeschwemmtes Buschwerk klammern, wo ihn dann ein Fischerboot fand. So kam die ganze Sache an den Tag. Bichier hat wahrscheinlich 40—50 Personen auf diese bestialische Weise ums Leben gebracht. Er wurde zu 20 Jahren Einzelhaft (reclusion) verurteilt, später aber begnadigt und zum Porte-clefs gemacht.

Die Schlüsselträger (porte-clefs) und selbst die Wärter begünstigen nicht selten Fluchtversuche, um im letzten Moment den Betreffenden anzeigen zu können und sich in den Besitz der Fangprämie zu setzen.

Ein missratener Fluchtversuch

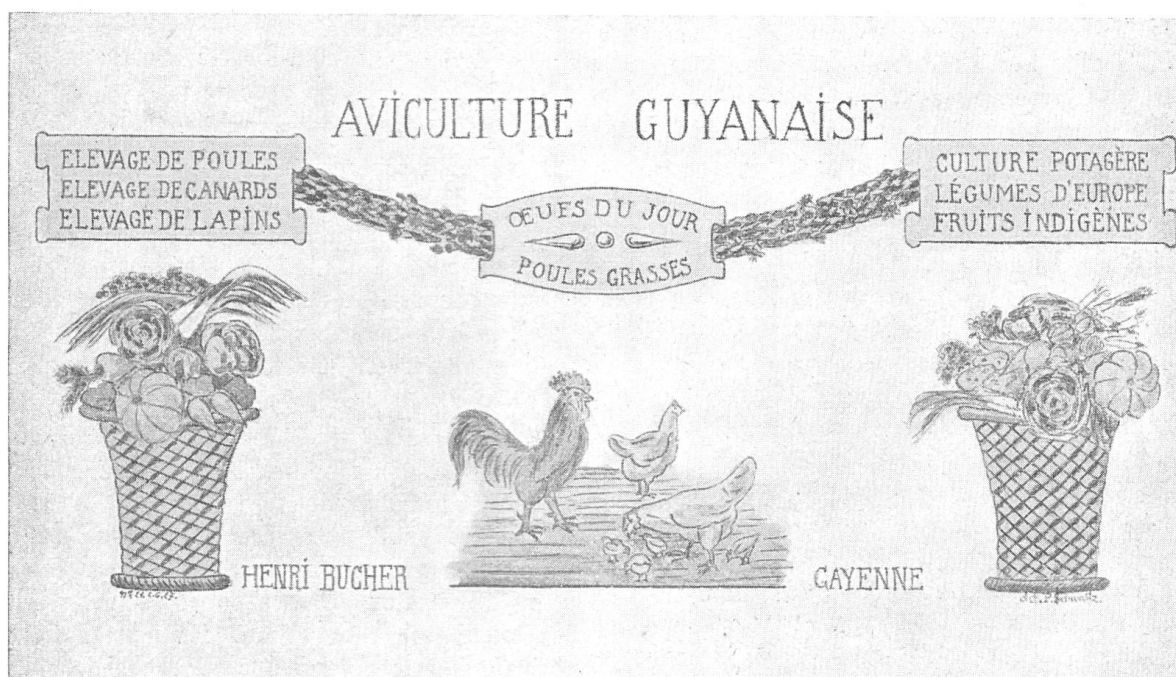
Für Fluchtversuche sind die Strafen sehr hoch: bis zu fünf Jahren Einzelhaft. Wenn ein politischer Gefangener von der Teufelsinsel aus flieht, so wird seine Verbannung umgewandelt in lebenslängliche gemeine Zwangsarbeit. Es überlegt sich deshalb jeder dreimal, ob er der Lockung nachgeben will.

Am 8. März 1923 verbreitete sich plötzlich das Gerücht, ein grosser Fluchtversuch habe auf der Teufelsinsel stattgefunden. Allgemeines Hin- und Herrennen und Häsestrecken! Was war geschehen? Vor einiger Zeit war Schwartz zu Wiart gezogen. Wiart war der Handwerker der Insel. Er musste die nötigen Geräte, Pfannen usw. machen. Bei ihm war auch das Depot für Rohmaterial, welches damals zum Bau eines neuen Häuschens gebraucht wurde. Das Haus von Wiart war auf eine kleine Erhöhung gebaut, folglich war unter dem Fussboden ein freier Raum. Die beiden machten nun hinter dem

Häuschen ein Gärtchen und an die Mauer des Hauses wurde ein Hühnerstall gebaut, der dazu diente, ein in die Wand gemachtes Loch zu verdecken. In dem Hohlraum unter dem Fussboden wurde ein Boot konstruiert. Wiart machte das Gerippe aus Holz, Schwartz spannte darüber aufgetrennte Drilchanzüge, die mit Teer bestrichen wurden. Zugelötete Konservenbüchsen dienten als Schwimmer. Das Segel wurde dunkel gefärbt, damit es weniger sichtbar sei. Ausser Schwartz und Wiart machten noch drei weitere bei der Verschwörung mit. Fünf Wochen dauerte die unterirdische geheime Arbeit. Gleichzeitig verproviantierten sich die fünf. Als aber das Boot fertig und bereits nachts heimlich ins Meer transportiert worden war, bekamen es die Ausreisser mit der Angst zu tun. Am Morgen fand man das Schiff an der Küste. Die Flüchtlinge redeten sich dann damit heraus, dass sie sagten, sie hätten nicht einen Fluchtversuch machen wollen, sondern nur zeigen wollen, wie leicht es eigentlich wäre, zu

fliehen usw. Die ganze Angelegenheit wurde schliesslich vertuscht, das Boot wurde mit Petrol übergossen und verbrannt. Weder die Wächter noch der Kommandant hatten schliesslich ein Interesse daran, sich höhernorts zu kompromittieren. Schwartz erhielt 14 Tage Arrest, die andern einen Monat.

Wiart, der die ganze Sache inszenierte, spielte auf der Insel die Rolle eines Caid. Ich habe gesehen, dass überall wo Gefangene beisammen sind, sich das System der Caid (Caid, arabisch, = Häuptling) auf ganz natürliche Weise bildet. Irgendeiner schwingt sich auf unerklärliche Weise zum Führer empor. Bei den Zwangsarbeitern, den Transportierten, herrscht dieses System der Caid besonders ausgesprochen. Die Transportierten schlafen nachts in grossen Blockhäusern. Früher wurden sie angekettet, heute ist das nicht mehr der Fall. In diesen Schlafsälen herrscht völliger Terror. Oft sind mehrere Caid in einem Blockhaus, die sich bekämpfen, bis einer das Leben verliert.



Ein Dokument, wie es nur auf der Teufelsinsel entstehen konnte: eine für den Verfasser von Schwartz gezeichnete Geschäftskarte. Die Realisierung des Projektes lag natürlich noch ganz im Ungewissen: Bucher beschäftigte sich mit dem Gedanken, eine Hühner- und Gemüsefarm zu gründen, falls er in einigen Jahren aufs Festland beynadiqt würde. Obschon die Verwirklichung noch in nebelhafter Ferne lag, wurde bereits eine Geschäftskarte entworfen. Man hatte ja auf der Teufelsinsel für solche Phantasien Zeit im Überfluss

Das System der Caid ist vielleicht die primitivste und natürlichste Gesellschaftsorganisation, die es gibt. Es ist aber durchaus nicht so, dass diese Caid immer die stärksten sind. Im Zuchthaus in Clairvaux war der Caid ein kleiner, unscheinbarer Knirps. Er regierte aber mit eiserner Strenge über die stärksten und gefährlichsten Banditen.

Bei uns auf der Teufelsinsel war die Macht von Wiart natürlich verhältnismässig beschränkt, weil jeder einzelne mehr für sich war, und auch deshalb, weil die Charaktere der politischen Gefangenen allzu verschieden sind. Das war auch der Grund, warum keine richtige Kollegialität aufkommen konnte.

Fast alle Verbannten waren hier wegen Spionage oder « Intelligence avec l'ennemie de la France ». Die meisten behaupteten, unschuldig zu sein, und viele waren es wohl auch.

Ein Justizirrtum

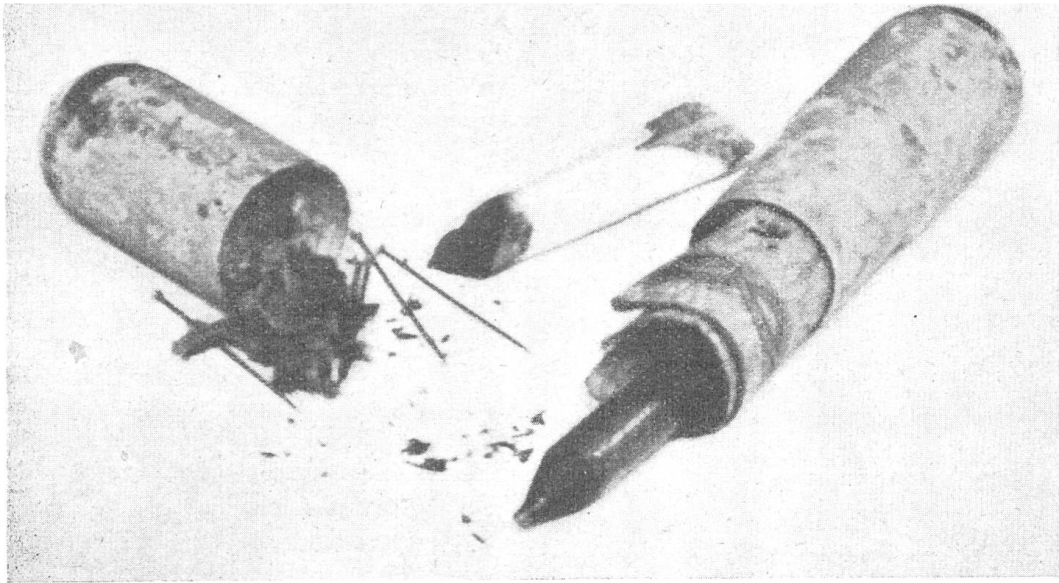
Da war zum Beispiel l'affaire Bellon. Dieser Bellon hatte ein Coiffeurgeschäft in Marseille. Vor dem Krieg war Deutschland das Zentrum des Haargeschäftes, während des Krieges die Schweiz. Bellon reiste nun eines schönen Tages nach Genf, um chinesische Haare zu kaufen. Dort machte er in der Maxim-Bar die Bekanntschaft eines Franzosen, eines gewissen Monsieur Michel, die bald so intim wurde, dass er ihm 1000 Franken lieh. Nach ein paar Tagen wollte Bellon sein Geld zurück haben, Michel aber liess sich nicht mehr blicken. Daraufhin machte Bellon bei der Genfer Polizei Anzeige. Michel wurde verhaftet, Bellon bekam seinen Tausender zurück, und weil Michels Vergangenheit nicht ganz sauber und seine Papiere nicht ganz in Ordnung waren, wurde er über die Grenze geschoben. Bellon reiste nach 14 Tagen heim. Plötzlich wurde er verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und zu lebenslänglicher Deportation verurteilt wegen « Intelligence avec l'ennemie de la France ». Was war geschehen? Michel war einer der berühmtesten französischen Agenten gewesen, die in Genf arbeiteten. Durch seine Ausweisung wurde ihm sein Handwerk

gelegt und er rächte sich, indem er Bellon bezichtete, im Dienste Deutschlands gestanden und seine Ausweisung aus politischen Gründen veranlasst zu haben. Bellon beteuerte umsonst, er habe nicht gewusst, dass Michel Geheimagent gewesen sei.

Auf der Teufelsinsel war er dann als Coiffeur tätig und machte hübsche Holzschnitzereien. Er versuchte alles Mögliche, um doch zu seinem Recht zu kommen. Er schrieb an den Präsidenten der Republik, an die Liga für Menschenrechte. Alles umsonst!

Eines Tages liest er zufällig in einem alten « Petit Parisien », in dem ein Stück Fleisch eingewickelt war, dass der Name Michels im Zusammenhang mit einer Mordaffäre genannt wurde. Es handelte sich um jenen Fall, wo einer ermordet und mit einem Camion weggeschleppt wurde. Da springt Bellon wie besessen mit der Zeitung von einem zum andern und ruft: « Ah, je l'ai, ce bandit! » Er schreibt sofort dem Justizminister in Paris. Das Verfahren ergibt, dass Michel bei der Mordaffäre in Paris tatsächlich einen Meineid geleistet hat. Damit ist seine Wahrhaftigkeit als Zeuge erschüttert und Bellon erreicht die Revision seines Prozesses. Michel widerruft seine frühern Aussagen und Bellon wird nach 10 Jahren rehabilitiert. Als Schadenersatz für 10 Jahre Teufelsinsel erhält er 5000 französische Franken Entschädigung, ein Flasche Champagner und einen Blumenstrauss, den ihm der Gouverneur von Cayenne überreicht.

Unschuldig oder fast unschuldig war auch Padey. Sohn eines französischen Vaters und einer Thurgauerin, desertierte er als 18jähriger Bursche in die Schweiz. Er wurde in Witzwil interniert, riss dann aus und kam nach Genf, wo er die Bekanntschaft eines andern Deserteurs aus Lyon machte. Dort haben die beiden die Strizzi gespielt, Weibergeschichten gehabt und waren beständig in Geldnöten. So nahm Padey einmal von einem deutschen Agenten 20 Franken an, der ihn ausfragte, zu welchem Regiment er gehört habe, wo er einquartiert gewesen sei usw. Für diese 20 Franken hat er sein Leben verkauft. Als er nach Friedensschluss



Photographie eines „Plan“: Beim durchschnittlichen Zwangsarbeiter enthält dieser „Plan“ ein paar Banknoten, einige Nadeln, etwas Zucker, etwas Tabak oder eine halbe oder gar ganze Zigarette

nach Frankreich zurückkehrte, wurde er als Deserteur verhaftet und nachher, wie diese kleine Geschichte auskam, wegen «Intelligence avec l'ennemie» zu lebenslänglicher Deportation verurteilt. Nach zwei Jahren auf der Teufelsinsel wurde er immer schwächer und schwächer, eines schönen Tages hiess es, er sei nicht mehr aufgewacht.

Der letzte deutsche Kriegsgefangene

Ebenfalls unschuldig war der bekannteste meiner damaligen Kollegen, der Elsässer **Alfons Paoli Schwartz**. Als Sohn einer französischen Mutter und eines deutschen Vaters auf Korsika geboren, vergass er, für Deutschland ausdrücklich zu optieren und erhielt dadurch ein Doppelbürgerrecht. Er leistete Militärdienst in Deutschland und machte den ganzen Krieg auf deutscher Seite mit. Nach Beendigung des Krieges wurde er im Elsass verhaftet und als Landesverräter verurteilt, bis er dann ungefähr zu gleicher Zeit wie ich begnadigt wurde.

Schwartz wohnte lange Zeit im gleichen Häuschen wie ich. Er war kein übler Mensch, sehr sparsam, sehr gebildet, mit viel natur-

wissenschaftlichen Interessen. Er lernte uns Mandoline spielen. (Die Mandolinen hat übrigens der berühmte Sträfling Dieudonné angefertigt). Schade, dass er seinen Untertanenverstand nie verleugnen konnte. Er war ein richtiger Spielverderber. Wenn irgendeine Reklamation eingegeben wurde wegen Essen, Wäsche usw., so hat Schwartz nie unterschrieben. Auch die unglaublichsten Zumutungen der Wärter nahm er an. So hat er zum Beispiel, um lieb Kind zu sein, einem schwarzen Wärter nicht nur Mandolinestunden gegeben, sondern ihm regelmässig das Nachtgeschirr geleert, eine Arbeit, zu der sich sonst kein politischer Gefangener herbeigelassen hätte. Deshalb wurde er uns andern Verbannten immer als Vorbild hingestellt, immer hat es geheissen: «Schwartz est un modèle.» Was mich jetzt ärgert, ist, dass sich Schwartz in seinem Buch als Held darstellt, während er in Wirklichkeit ein richtiger Duckmäuser war. Er reist jetzt in Deutschland von Stadt zu Stadt und gibt Vorträge. Immer ist er der heldenhafte germanische Märtyrer. Welch Duckmäuser er in Wirklichkeit war, geht daraus hervor, dass

er ausser den 14 Tagen für Fluchtversuch nie eine Strafe erhielt.

Unschuldig war auch Soufi-Abd-el-Kader, ein Rifkabye, der Sohn eines Marokkaner Fürsten, dessen Stamm sich während des Krieges gegen Frankreich empörte. Er blieb auch während der Gefangenschaft der stolze Sohn der Berge, reserviert und stets bis zu den Zähnen mit Messern bewaffnet. Gegen die Christenhunde hatte er einen unüberwindlichen Hass. Er hatte nicht die mindesten Skrupeln uns Hühner zu stehlen. Kam man ihm auf die Spur, so war seine stereotype Antwort: « Ji ti jir (je te jure), par Allah, ce n'est pas moi. Tu sais bien que c'est moi, ton meilleur ami! »

Ich habe vor einiger Zeit einen Kartengruss aus Berlin erhalten, unterschrieben von Schwartz und von Vietsch. Vietsch ist jetzt beim deutschen Kriegsministerium angestellt. Er kam mit mir auf die Teufelsinsel unter dem Namen « Victorica ». Niemand kannte seinen richtigen Namen. Dieser Victorica war 1917 im Auftrag der Regierung von Berlin nach Zürich gekommen. Er logierte im Grand-Hotel Dolder und amüsierte sich nicht schlecht in der Bonbonnière und in der Mascotte. Er hatte einen Pass bei sich und ein Visa zu einer Argentinienreise, die er im Auftrage Deutschlands ausführen sollte. Er hat mir einmal erzählt, wie er zu diesem argentinischen Pass gekommen sei: In Hamburg sei ein Argentinier gestorben. Man habe nun einen Mann gesucht, dessen Signalement auf diesen Pass passte, und dieser Mann war er. Die französische Contre-espionage erhielt von der Angelegenheit Wind und wie er bei Pontarlier über die Grenze wollte, wurde er verhaftet. Victorica, genannt Docteur, war ganz das Gegenteil von Schwartz, jemand, der seine Rechte fanatisch verteidigte. Wenn ihm ein Wärter zu nahe trat, dann hiess es sofort: « Ça ne vous regarde pas! » Sein Bruder war deutscher Konsul in Spanien und Besitzer grosser Kupfergruben. Infolgedessen hatte er enge Geschäftsbeziehungen mit Loucheur, und die beiden haben offenbar « entre poires et fromage » die Sache ins Reine gebracht. Eines schönen Tages im Jahre 1925 wurde er plötzlich begnadigt.

Nr. 9 war Adjutant Sacré. Dieser, früher Beamter auf dem französischen Kriegsministerium, hatte eine Frau, welche viel seidene Strümpfe brauchte. So gab er dann eines schönen Tages auf eine der gewohnten Annoncen in einer französischen Zeitung ein. Man gab ihm Rendez-vous und derjenige, der ihm einen glänzenden Posten offerierte, war Hauptmann Thesen, der Chef der deutschen Spionagezentrale in Brüssel. Er bekam die Aufgabe, interessante Pläne zu kopieren. Alles blieb aber geheim. Wie der Krieg ausbrach, machte ihn Adjutant Sacré mit. Seine Tapferkeit verschaffte ihm das Croix de guerre, die Médaille militaire und eine ganze Anzahl anderer Auszeichnungen. Als er nach Beendigung des Krieges aus deutscher Gefangenschaft zurückkehrte, wurde er als Held mit Jubeln und Jauchzen empfangen. Unterdessen aber wurde auch Hauptmann Thesen der Prozess gemacht und in den Akten, welche der deutsche Spionagedienst beim plötzlichen Rückzug in Brüssel zurückgelassen hatte, kamen die Beziehungen zwischen Thesen und Adjutant Sacré zum Vorschein.

Der gute Kamerad

Der unangenehmste von allen Kollegen war der Pole Jasiensky, ein richtig scheusslicher Typ. Jasiensky hat während des Krieges für den deutschen Nachrichtendienst gearbeitet. Nach Kriegsschluss wurde er Aufräumungsunternehmer in der ehemaligen Kampfzone. Was er betrieb, war eigentlich nichts anderes als organisierte Leichenschändung. Die toten Soldaten wurden durch ihn und seine Kolonne zuerst aller Wertsachen beraubt. Wenn der Ehering am Finger sich nicht wegziehen liess, wurde der Finger abgeschnitten, Goldplomben wurden mit einem Hammer aus dem Mund herausgeschlagen. Damit die Hinterbliebenen keine Ansprüche stellen konnten, wurden eventuelle Erkennungszeichen vernichtet und die beraubten Leichen dann als unrekognoszierbar in den Massenfriedhöfen begraben. Jasiensky war eine eigentliche Verräternatur.

Wenn irgend etwas Verbotenes gemacht wurde, so war er der Denunziant. Wenn einer z. B. Oel aus Kokosnüssen presste (was verboten war), so ging Jasiensky zum Wär-

ter und sagte: « Ils font de l'huile en bas. » Dann gab es eine Fouille und der Betreffende ging hoch.

Ich kenne drei Kameraden, die auf der Teufelsinsel gestorben sind. Die Beerdigungen gehörten zu den traurigsten Tagen. Für die politischen Gefangenen ist ein kleiner Friedhof vorhanden. Die Leichen der Zwangsarbeiter aber werden einfach in ein Tuch gehüllt und ohne viel Klimbim ins Meer geworfen. Der Todesfall, der mir am nächsten ging, war derjenige von Gillet. Gillet war der geriebenste Routinier unter den Bewohnern der Teufelsinsel. Er war ein richtiger Säufer, der nicht nur Wein und Schnaps, sondern puren Alkohol trank, am liebsten aber Aether. Merkwürdigerweise starb er nicht an Alkoholüberfluss, sondern an Alkoholmangel. Infolge einer Schlamperei der Verwaltung wurde einmal vergessen, den Alkoholvorrat rechtzeitig nachzubestellen. Es dauerte 14 Tage, bis das nächste Schiff kam. Diese Abstinenzperiode konnte Gillet nicht überwinden. Am vierten Tag legte er sich plötzlich nieder, am fünften Tag hauchte er aus.

Auch Gillet war ein Halbschweizer. Er lebte in Basel. Seine Frau war Schweizerin. Er war Sprachlehrer und hatte einen Sohn, der in Frankreich als Interprete tätig war. Diesen Sohn besuchte er hie und da und liess dabei dem deutschen Spionagedienst Nachrichten zukommen. Als er starb, gab er mir den Auftrag, ich möchte doch seine in Basel verheiratete Tochter besuchen und ihr sagen, dass er sie noch auf dem Totenbett habe grüssen lassen. Ich habe nach meiner Rückkunft dieser Tochter geschrieben, aber mein Brief kam eröffnet zurück mit der Bemerkung: « Interessiert uns nicht! »

Gillet war derjenige, der für die Analphabeten die Reklamationen schrieb. Rekurse an Verwaltungen und Gerichte waren seine Spezialität. Gillet ist auch der gewesen, der Bellons Briefe, die zu seiner spätern Rehabilitierung führten, verfasste. Er schrieb alles im Delirium tremens. Seine Intelligenz und seine Bildung machten, dass er am meisten Chancen hatte. Er avancierte deshalb mit der Zeit zum Krankenwärter und ver-

stand es, dieses Pöstchen nach allen Regeln der Kunst auszubeuten.

Krankenwärter ist ein so begehrter Posten, dass man jahrelang daran arbeitet, Nachfolger des gegenwärtigen zu werden. Zeit spielt ja keine Rolle auf der Teufelsinsel. Wieso erklärt sich die Macht des Krankenwärters? Einmal daher, dass er mehr oder weniger darüber bestimmen kann, ob der Arzt Zulagen gewährt. Alle Deportierten leisten ihm deshalb kleine Dienste.

Das Krankengeschäft

Ein Arztbesuch geht folgendermassen vor sich:

Neben dem Arzt steht der Krankenwärter. Der Arzt hat eine Liste derjenigen in der Hand, die sich krank gemeldet haben. Er nimmt nun einen nach dem andern daran:

Arzt: Und Sie, was ist mit Ihnen los?

Deportierter A: Herr Doktor, ich habe ständig Durchfall.

Krankenwärter: Stimmt! Der Mann hat auch keinen Appetit mehr und viel Gewicht verloren.

Arzt: Gut, 6 Büchsen kondensierte Milch. Der folgende bitte. Was fehlt Ihnen?

Deportierter B: Herr Doktor, ich habe ständig Nierenschmerzen.

Krankenwärter: Der Mann hat immer etwas zu reklamieren. Schon Ihr Vorgänger nannte ihn nur den « malade imaginaire ».

Arzt: Nehmen Sie ein Klistier gegen Ihre Nierenschmerzen! Der folgende!

Der Krankenwärter empfiehlt immer denjenigen, von dem er weiss, dass er Geld nötig hat. Warum? Die sechs Büchsen Milch behält nämlich der Kranke nicht für sich, sondern verkauft sie sofort wieder an den Krankenwärter zu 2 Franken das Stück. Der Wärter nun verkauft diese Milch seinerseits wieder zu 5 Franken und zwar entweder an solche Deportierte, welche wirklich krank

sind und durch ärztliche Verfügung aber keine Milch bekommen haben, oder aber an Aufseherfamilien mit Kindern.

Oder er macht folgendes Geschäft: Er tauscht die Kondensmilch mit einem Aufseher gegen Zucker. Den Zucker tauscht er mit den Deportierten gegen Wein. Den Wein wiederum tauscht er mit den Aufsehern gegen Tabak. Den Tabak aber verkauft er an die Deportierten.

Auch die Aerzte sind nicht über Bestechung erhaben. Sie nehmen zwar kein Geld, aber sie nehmen Hühner. Der Arzt fragt den Krankenwärter: « Wissen Sie jemanden, der eine gute Henne zu verkaufen hat? »

Der Wärter empfiehlt nun irgendeinen Favoriten, der in der Nähe steht. Dieser meldet sich nun nachträglich auch noch krank und erhält dann die gewünschten Zulagen, wofür er als Gegenleistung die Henne ganz billig abgibt.

Noch begehrter als Zulagen ist ein Aufenthalt im Spital auf der Insel Royal. Nicht nur wegen der Abwechslung, nicht nur wegen dem angenehmen Leben im Spital, sondern vor allem deshalb, weil es auf Royal das gibt, was der Deportierte neben der Freiheit am meisten entbehrt: die Frauen. Auf der Insel selbst sind ja nur die Frauen der zwei, drei Aufseher, auf der grossen Insel Royal aber ist die Gelegenheit schon günstiger.

Die Krankenwärter haben infolge dieser Nebengeschäfte ziemlich grosse Einnahmen. Der Krankenwärter auf Royal, natürlich auch ein Zwangsarbeiter, konnte sich im Laufe der Jahre ein Vermögen erwerben. Das ist deshalb möglich, weil der Krankenwärter von Zeit zu Zeit einen grossen coup machen kann, nämlich dann, wenn einer stirbt. Er kann den Gestorbenen beerben, indem er ihm den sogenannten « Plan » stiehlt. Der « Plan » spielt eine ungeheure Rolle in den Strafkolonien. Er ist weitaus der wichtigste Gegenstand. Ein « Plan » ist eine Tube, etwa 5 cm lang, mit einem Durchmesser von 1 cm. Er ist nichts anderes als das Portemonnaie der Gefangenen. Er wird im After, d. h. im Mastdarm aufbewahrt, also an einem Ort, wo man ihn nicht

stehlen kann. Es ist unglaublich, was in einem solchen « Plan » alles Platz hat. Die gesamten Ersparnisse werden ständig darin herumgetragen, 1000, 2000, ja 5000 und 10,000 Franken. Wird ein Flüchtling erschossen, so bemächtigt man sich zuerst seines « Plans ». Geht auf der Flucht einer zugrunde, so suchen seine überlebenden Kollegen zuallererst den « Plan ».

Opfer fallen hier . . .

Wie alle andern, arbeitete auch ich ununterbrochen an meiner Befreiung. Meine Freunde in der Schweiz reichten Gesuch um Gesuch ein. Es wäre verhältnismässig leicht gewesen meine Begnadigung auf das Festland zu erreichen. Das wäre aber keine Lösung gewesen. Ein anderer Schweizer, der mit mir zusammen auf der Insel war, ein Louis Meier aus Bülach, wurde im Jahre 1926 auf 20 Jahre Deportation aufs Festland begnadigt. Dort ging es ihm aber, wie den meisten Begnadigten, ausserordentlich schlecht. Auf der Teufelsinsel hat man wenigstens ein Dach über dem Kopf und genug zu essen. Als Begnadigter aber muss man sich selber durchschlagen und das ist in Cayenne fast unmöglich. Die Konkurrenz ist zu gross, der Arbeitsmöglichkeiten sind zu wenige.

Es wimmelt nämlich in Cayenne von libierten Zwangsarbeitern, die in der gleichen Lage sind. Nach dem französischen Gesetz besteht die Vorschrift der sogenannten Double, d. h. ein Zwangsarbeiter darf nach Abbüßung seiner Strafe nicht nach Frankreich zurück, sondern er muss nochmals die gleiche Anzahl Jahre als sogenannter Freigelassener in Cayenne verbringen. Dieses Gesetz wurde mit den besten Absichten geschaffen. Man glaubte dadurch den Zwangsarbeitern die Grundlage zu einer aufbauenden Existenz zu schaffen. Man erwartete, dass aus den ehemaligen Verbrechern auf diese Weise fleissige, ordentliche Kolonisten würden. In Wirklichkeit ist die Sache aber ganz anders herausgekommen. Die Libierten, die einfach keine Existenzmöglichkeit haben, schlagen sich mit Stehlen

und Rauben durch, um nicht zu verhungern. Die meisten begehen vor Ablauf dieser Bewährungsfrist wieder irgendein kleines Vergehen oder einen Fluchtversuch und sinken dadurch wieder auf die Kategorie der Zwangsarbeiter zurück.

An sich ist die Zwangsarbeit nicht so schrecklich, wie man vielfach denkt. Wenn ich die Wahl hätte zwischen 10 Jahren Zwangsarbeit und 10 Jahren Zuchthaus, so würde ich die Zwangsarbeit unbedingt vorziehen. Warum? Man darf doch sprechen und rauchen und ist immerhin unabhängiger von den Schikanen der Aufseher als in einem geschlossenen Zuchthaus. So wie aber die Verhältnisse in Cayenne sind, hat die Zwangsarbeit andere Nachteile. Nur ganz wenige Zwangsarbeiter kommen je wieder in die Heimat zurück. Ein grosser Teil stirbt in dem ungesunden Klima des Festlandes, vor allem deshalb, weil die meisten ungenügend ernährt und ungenügend gekleidet sind. Die Verwaltung liefert zwar angemessene Nahrung. Durch alle möglichen Schiebungen bekommen aber die Gefangenen diese Lebensmittel nur zum Teil. Die Verwaltung liefert auch ordentliche Kleider. Am nächsten Tag aber werden die Kleider und Schuhe bereits verkauft an Wärter, an Liberierte oder an die Zivilbevölkerung. Das Geld wird zusammengespart für eine Flucht, an die jeder Zwangsarbeiter ausnahmslos denkt, oder aber es wird verspielt.

Hat nun ein Zwangsarbeiter die robuste Gesundheit, alle diese körperlichen Gefahren zu überstehen, so drohen ihm andere Gefahren. Für jede Insubordination, für jeden Fluchtversuch, wird er mit ziemlich langen Freiheitsstrafen bestraft. Diese Strafen aber werden zur Strafzeit zugezählt. Ein Gefangener, der 10 Jahre Zwangsarbeit erhalten hat, wird also vielleicht erst nach 12 oder 13 Jahren liberriert. Beteiligt er sich nun als Liberierter an irgendeinem Diebstahl, an einem Fluchtversuch oder vielleicht auch nur an einer Nachtruhestörung, so bekommt er neue Strafen aufgesalzen, so dass er praktisch aus dem Elend nie mehr

herauskommt. Die meisten Zwangsarbeiter leben denn auch in dumpfer Resignation dahin, nur beseelt von glühendem Hass gegen die Verwaltung. Ihre Einstellung ist nirgends besser ersichtlich als aus den Tätowierungen, die sie tragen. Da hat einer über die Brust geschrieben: «*Pour la vie*», ein anderer: «*Tu n'aura pas ma tête!*», ein dritter: «*Mort aux vaches!*», ein vierter trägt einen tätowierten Strich um den Hals und auf dem Nacken stehen die Worte: «*Pour Daibler!*» (Daibler ist der Scharfrichter von Frankreich.)

Wieder einer tätowiert auf Brust, Nacken, Hals und Arme die Worte: «*Ma haine aux gradés!*»

Abschied von der Teufelsinsel

Am 13. Juli 1928 erhielt ich plötzlich Bericht, dass ich begnadigt sei und innerhalb drei Tagen die Insel zu verlassen habe. Die Nachricht brachte mir aber mehr Enttäuschung als Freude. Ich hatte gehofft, sofort ganz frei zu werden, dafür aber wurde ich zu 8 Jahren Détention «begnadigt». Da auf der Teufelsinsel nur diejenigen politischen Verbannten sein dürfen, welche lebenslänglich verurteilt sind, wurde ich nach Frankreich spedit. Ich verkaufte oder verschenkte meine paar Habseligkeiten an die Kameraden und am 16. Juli 1928 nahm ich mit Tränen in den Augen von meinen Kameraden Abschied. Ich war einerseits froh, von der Teufelsinsel fortzukommen, anderseits aber wusste ich, dass ich nichts Schönerem entgegenging, denn die französischen Gefängnisse waren mir nur zu gut bekannt.

Infolge der Freundlichkeit des Kommandanten erfolgte die Rückreise auf menschlichere Art als der Hintransport, nämlich auf einem Postdampfer. In Le Havre holte mich der schweizerische Konsul am Schiff ab und ich durfte einige Stunden mit ihm zusammen sein. Dann ging's in Begleitung eines Polizisten nach Rouen, von Rouen

nach Versailles, von Versailles nach der Santé und von dort nach dem Zuchthaus Clairvaux.

In Clairvaux war das Regime für die politischen Gefangenen nicht besonders schlimm. Man durfte reden, spielen und man war nicht gezwungen zu arbeiten. Wir durften auch kleine Gärten anlegen.

Beim Arbeiten waren wir mit den gemeinen Verbrechern zusammen. Ich habe hier die französische Verbrecherwelt eingehend studieren können. Was mir immer auffiel war, dass es sich hier um ein ausgesprochenes Milieu handelt, in dem sich alle untereinander kannten. Daneben aber war mancher anständige Typ darunter, der durch einen unglücklichen Zufall in die Räder der Gesetzesmaschinerie geraten war. Die französischen Militärgerichte sind unsinnig streng. Ich habe flotte Burschen gesehen, die dafür, dass sie einem Unteroffizier « merde » zuriefen oder eine Ohrfeige versetzten, mit drei und fünf Jahren Zuchthaus bestraft wurden. Nach Verbüßung der Strafe mussten sie erst noch ihren Militärdienst fertig machen und zwar in den furchtbaren Strafbataillons, den « Bataillons d'Afrique ». Die meisten sind bis dann mit solchem Hass gegen die Gesellschaft erfüllt, dass sie sich wieder zu einer Insubordination hinreißen lassen, so dass sie gewöhnlich als Zwangsarbeiter enden.

Wie ich von der Teufelsinsel wegkam, wusste ich von vornherein, dass ich nicht mehr volle acht Jahre abzusitzen hätte. Alle haben mir gesagt, nach den vielen Schritten, die in meiner Sache unternommen worden seien, würde ich höchstens noch zwei bis drei Jahre zu machen haben.

Wirklich sind meine acht Jahre dann auch nach und nach reduziert worden. Zuerst erhielt ich drei Jahre Begnadigung und dann nochmals ein Jahr. Wenn man einem drei Jahre so auf einmal abnimmt, dann fängt man an zu zählen und aufzuatmen. Zum Schluss blieb nur noch ein Jahr. Immer näher ging es dem Tag der Libération

zu. Wenn man so auf den 90. Tag vor der Entlassung kommt, merkt man, dass die Luft anfängt dünn zu werden. Dann erhält man nämlich das sogenannte « *bon barbe* », ein Zertifikat, das berechtigt, den Bart stehen zu lassen. Dieses schmutzige, unansehnliche Dokument wird tausendmal höher geschätzt als ein Doktordiplom oder ein Offizierspatent. Es ist das Symbol der Freiheit, nach der man sich jahre- und jahrelang gesehnt hat. Wenn man soweit ist, ist einem alles gleich. Wenn einem der Wärter angreift oder schikaniert, so sagt man: « Je m'enfoue, j'ai le bon barbe. »

Vom 90. Tage an fängt man an, fieberhaft zu zählen. Dann drehen sich alle Probleme um den Tag der Entlassung.

« Est-ce-qu'il faut compter le dimanche ? »

« Mais si, il faut le compter, ça fera encore quinze jours. »

« Non, il ne faut pas le compter, le dimanche est le dimanche. »

Wenn dann der Coiffeur kommt, sagt man :

« Tu me raseras encore 10 fois ! »

Und nachher : « Neuf fois, huit fois ! »

Und dann vor der Entlassung heisst es :

« Tu me raseras plus. »

Am Vorabend der Entlassung kam ich wie üblich mit meinen zwei Leintüchern aus dem Schlafsaal heraus in das quartier spécial. Dahin wird man geschickt, damit man keine Kommissionen von den andern Gefangenen hinausnehmen kann. Aber wenn man 15 Jahre in Gefängnissen gesessen ist, kennt man alle Schliche, die nötig sind, um Vorschriften zu umgehen. Natürlich habe ich hundert Adressen mitgenommen von Leuten, die ich besuchen sollte, um etwas auszurichten, aber in einer Geheimsprache, die darin besteht, dass man in den Büchern, die man mitnimmt, Buchstaben anzeichnet, die zusammen bestimmte Worte und Adressen ergeben. Worin bestehen die Kommis-

sionen? Eigentlich nur darin, dass man die Verwandten, Eltern und Geschwister und Freunde bitten soll, doch den Gefangenen mehr zu schreiben. Die Sträflinge dürfen ja nur 30 Linien im Monat schreiben, eine Quälerei, wie viele andere, die eigentlich gar keinen Sinn hat.

La Belle des Belles

Am Tage der Libération brachten sie mir die Kleider. Natürlich waren sie unterdessen von den Schaben total zerfressen, denn die Verwaltung schmeisst die Zivilkleider ein paar Monate nach der Ankunft in eine Gelte und lässt sie nachher, zusammengeknüllt, auf irgendeinem Estrich trocknen.

Die letzte Nacht schläft man natürlich nicht, man zählt die Stunden, die Viertelstunden, die Minuten. Immer denkt man: Morgen um diese Zeit bin ich nicht mehr da. Dann endlich öffnet sich das Gefängnistor, man geht hinaus, begleitet von einem Wärter. Draussen in der Freiheit sieht man noch die andern, die drinnen bleiben müssen, winkt ihnen. Der Wärter sagt: « Vous connaissez la route? La première à droite. » Dann geht er wieder zurück.

Und nun steht man da, endlich wieder frei. Man hat fast Angst, man weiss nicht richtig, ob man wirklich frei ist oder ob alles nur ein Traum ist. Dann geht man ein Päcklein Zigaretten kaufen oder eines trinken. Darüber, was man sich zuerst kauft, darüber hat man in der Anstalt stundenlange Diskussionen gehabt.

Das Gefühl nach der Entlassung ist unbeschreiblich. Man sieht auf alle Seiten, man ist geniert, man glaubt, jedermann wisse, woher man komme.

Am 14. Mai 1932, vormittags 9 Uhr, fuhr mein Zug nach Paris. Seit dem 17. September 1917 war ich meiner Freiheit beraubt gewesen. In Paris kam mich Pastor Christol abholen, ein 72jähriger Geistlicher, der mir fortgesetzt geschrieben hat. Seit 15 Jahren war ich zum ersten Mal wieder frei, keine Nummer, sondern ein Mensch unter Men-

schen. Ich kam mir wie verloren vor. Der Verkehr, die Frauen, alles erschreckte mich. Wenn der Pastor nicht gewesen wäre, ich hätte nicht gewusst, wohin gehen. Ich hätte mich aus Angst in irgendein Loch verkrochen. Ich blieb einige Tage in Paris. Der Pastor wollte mit mir ausgehen. Ich aber sass zu Hause in einer Ecke und grübelte. Ich konnte alles nicht erfassen.

Von Paris aus reiste ich nach Le Havre, um doch auch einmal als freier Mann dem ehemaligen Schweizer Konsul Basset danken zu können. Wie rührend dieser Empfang gewesen ist, lässt sich nicht gut beschreiben. Bei meinem Eintritt in seine Villa spielte das Grammophon eine Melodie aus der lieben Heimat. Da war es aus mit all der Ruhe, meine einzige Antwort waren Tränen.

Von Le Havre reiste ich nach Lyon, wo ich ebenfalls von dem dortigen Schweizer Konsul, Dr. Meyer, als Gast empfangen wurde, um zusammen im dortigen Schweizerlokal die « Röstli » zu verschlingen, von welcher ich so lange Jahre geträumt hatte.

Nun ging es aber im Eiltempo meiner lieben Schweiz entgegen, und als ich in Bellegarde ankam, bemächtigte mich ein ganz sonderbares Gefühl, denn ob ich wollte oder nicht, musste ich zurückdenken, an 1917, wo ich unter Bewachung von zwei Soldaten den Zug bestieg.

In der Heimat, in der Heimat . . .

Wirklich aufatmen tat ich erst, als ich die französische Grenze im Rücken hatte. Auch in Genf erwarteten mich wieder gute Seelen, in der Person des ehemaligen Schweizer Konsuls Achard. Es gibt auch in unserer sonst so egoistischen Zeit noch gute Leute, davon hatte ich einen Beweis, als mich der alte Herr, mit seiner Frau Gemahlin, in seiner Villa wie den verlorenen Sohn bewirtete.

Dann kam ich wieder nach Zürich. Meine

Mutter war inzwischen gestorben. Jahre hätte ich dafür gegeben, um sie nochmals zu sehen. Mein Vater hatte inzwischen wieder geheiratet.

Einer meiner ersten Besuche galt dem Mann, der mich seinerzeit hereingeleimt hatte, indem er mich mit dem deutschen Agenten in Verbindung brachte. Herr Bo... wurde totenbleich, wie er mich sah, und seine erste Frage war: «Na, wo kommen Sie denn her?» Eine angenehme Erscheinung muss ich für ihn nicht gewesen sein. Dann überschüttete er mich mit einem Redeschwall, so dass ich kaum zu Worte kam. Irgendwelche Rachegefühle lagen mir aber fern. Ich bat ihn um eine Stelle. Er hatte aber Ausreden, er beschäftige nur Damen usw.

Dann versuchte ich hier, mir auf andere Weise eine Existenz zu schaffen. Man hörte meine Erzählungen mit Interesse an, in nähere Beziehungen aber wollte sich niemand einlassen. Ich stiess überall an verschlossene Türen, bis ich zum Verlag des «Schweizer-Spiegel» kam, der mich freundlich aufnahm und mich veranlasste, meine Erinnerungen niederzuschreiben und mich dann als Abonnentenvertreter einstellte.

Anfänglich fiel es mir sehr schwer, mich wieder einzuleben. Umsonst sagte ich mir, wenn ich die Hände in die Taschen meines Ueberziehers gesteckt, die Bahnhofstrasse hinauschlenderte: «Wie schön hast du es doch eigentlich. Denke, heute vor einem Jahr warst du noch im Zuchthaus von Clairvaux, in Holzschuhen und in gestreiftem



Der Verfasser in seiner gegenwärtigen Tätigkeit als Abonnentenvertreter für den „Schweizer-Spiegel“

Drilchanzug, der Laune irgendeines Gefangenewärters ausgeliefert.» Trotzdem umfasste mich an Stelle des Glücksgefühls, das ich mir vorgestellt hatte, eine tiefe Traurigkeit. Alles kam mir so sinnlos vor. Ich konnte die Menschen nicht mehr verstehen, ihre Leidenschaften, ihr Hasten und Jagen nach Geld, ihren kleinen Ehrgeiz, ihre Betriebsamkeit.

Allmählich, ganz allmählich versuche ich den Kontakt mit dem Leben wieder herzustellen. Ich bin heute 38 Jahre alt. Die Zukunft liegt noch vor mir. Wer sechs Jahre auf der Teufelsinsel, neun Jahre in Gefängnissen war, braucht das Leben nicht zu fürchten. Schlimmer als die Vergangenheit kann die Zukunft nicht sein.



Der Mann, der seinen Freunden am Stammtisch jeden Samstag auseinandersetzt, dass der Bundesrat mit seinen wirtschaftlichen Massnahmen immer nur halbe Arbeit leiste, besorgt für seine Frau eine kleine Reparatur